



Workcampbericht

für die Lateinamerika-AG
des SCI Deutschland
über meine Teilnahme am Projekt (PE-06)
der Partnerorganisation CIESCU
in Perú

01. - 30. Oktober 2005

Nach meinen positiven Erfahrungen als SCI-Volunteer in Paraguay (2001) habe ich mich Anfang 2005 dazu entschlossen, die freie Zeit nach Abschluss meines Studiums im Oktober für ein weiteres Workcamp zu nutzen. Meine Wahl fiel aus pragmatischen Gründen recht schnell auf Peru. Zum einen bot das Projekt einen ideal passenden zeitlichen und geographischen Rahmen, da ich - auch aufgrund eines unmittelbar anschließenden Engagements in Chile - unbedingt wieder nach Südamerika wollte. Zum anderen gefiel mir jedoch auch die Projektbeschreibung. Als „landwirtschaftliches Restrukturierungsprojekt“ betitelt, sollten in Zusammenarbeit mit der Landbevölkerung Bewässerungskanäle in den Hochanden gegraben werden - ein schönes Kontrastprogramm zum theoretisch aufgeblasenen und verkopften Studium.

Eine strukturierte Vorbereitung im engeren Sinne fand leider kaum statt, da ich noch bis kurz vor Projektbeginn (gestresst) an meiner Masterarbeit saß und als ehemaliger Volunteer kein weiteres Vorbereitungsseminar mehr besuchen musste. Nichtsdestotrotz konnte ich mich mit Hilfe einschlägiger Literatur (insbesondere des *Lonely Planet*), vor allem aber auch durch Gespräche mit peruanischen Freunden auf das Land und seine Besonderheiten einstimmen. Praktische Verhaltenstipps und diverse Adressen (Jugendherbergen, Busterminals) für die unmittelbare Zeit nach meiner Ankunft in Lima schickte mir zudem José Alvaro Ruiz, der Leiter der Partnerorganisation CIESCU.

So saß ich schliesslich Ende September frohen Mutes und voller Vorfreude, jedoch völlig ahnungslos, was mich denn nun konkret im Projekt erwartet, im Flugzeug nach Lima und harrete erwartungsvoll der Dinge die da kommen mochten. Nachdem der 10-Millionen Moloch Lima alle Clichés (dreckig,

gefährlich, chaotisch, laut) zu bestätigen schien, bin ich – entgegen meiner ursprünglichen Planung - noch in der Ankunftsnacht mit dem Überlandbus gute 14 Stunden weiter nach Arequipa gefahren, eine - im Vergleich zu Lima - saubere, fast gemütliche Millionenstadt am Fuße der Anden und Basis des Workcamps als Sitz der Nichtregierungsorganisation CIESCU.

In Arequipa angekommen, habe ich mich dann mit einer weiteren Teilnehmerin, Evelyn Willeit aus Österreich, verabredet.

Evelyn war schon einige Zeit in Arequipa und hatte sich bereits mehrmals mit José Alvaro getroffen, war jedoch – auch aufgrund Ihrer bescheidenen Spanischkenntnisse - nicht minder ahnungslos, was uns im Camp erwartet und wie die Organisation aussieht.

Am ersten Oktober habe ich mich dann zum ersten Mal persönlich bei José im Büro der NGO vorgestellt und war ziemlich überrascht, dass außer Evelyn und mir keiner da war, hatte ich doch mit insgesamt fünf Teilnehmern gerechnet.

Auch José hatte keine Ahnung, wo die Verbliebenen steckten, auf seine e-mail Anfragen hatte bisher nur Guillermo Santamaria aus Spanien geantwortet – er käme zehn Tage später. Nach vielen weiteren Mails an die Verschollenen und zwei Tagen Unsicherheit ob des weiteren Vorgehens, erfuhren wir, dass beide Teilnehmerinnen krankheitsbedingt absagen müssen. Fast hätte sich Evelyn dann noch spontan entschlossen, statt des Camps lieber ein Praktikum mit behinderten Kindern in der Stadt zu machen, womit ich der einzige Verbliebene gewesen wäre. José und ich konnten Evelyn aber letztendlich zum „Weitermachen“ überreden und entschlossen uns nicht erst auf Guillermo zu warten und in den nächsten Tagen in die Andendörfer zu fahren.

Vorher haben wir uns noch ein selbstgedrehtes Video über das Tal angesehen, einige Vokabeln Quetchua gelernt und uns erklären lassen, dass von uns

keinesfalls ein „landwirtschaftliches Restrukturierungsprojekt“ samt neuen Bewässerungskanälen erwartet wird. Stattdessen sollten wir einfach „nur“ mit der Landbevölkerung leben und arbeiten und so ihre „*realidad social*“ kennenlernen. Viel wichtiger als unser körperlicher Einsatz auf dem Feld seien unsere Eindrücke über die Lebensverhältnisse der Indigenas, durch die wir zu einem späteren (ideellen wie finanziellen) Engagement animiert werden sollten. José war und ist in diesem Zusammenhang vor allem am Aufbau eines Unterstützernetzwerks für CIESCU in Europa interessiert.

Mit dem Wissen dieser Erwartungshaltung an uns im Hinterkopf, fuhren wir schliesslich Ende der ersten Oktoberwoche ins Cotahuasi-Tal, in dessen Dörfern wir in den nächsten Wochen arbeiten sollten. Mit dabei war neben José Alvaro auch Alberto Mejilla, ein junger 22-jähriger Tierarzt, der im Auftrag des nationalen Gesundheits- und Landwirtschaftsministeriums SENASA und als Voluntario der CIESCU vor Ort Impfungen an Rindern vornehmen sollte und in den drei Wochen zu einem sympathischen und zuverlässigen Begleiter wurde.

Die Ankunft in unserem ersten Dorf, *Wachuy*, in dem wir die nächsten zehn Tage verbringen sollten, bedeutete für uns alle eine erzwungenermaßen radikale Umstellung unserer westlichen Lebensgewohnheiten.

Zwar war uns von vornherein klar, dass die 100-Seelen Gemeinde weder über Strom, noch fliessendes (Trink-)wasser verfügt. Ein kleiner Kulturschock war nichtsdestotrotz unausweichlich, spätestens im Angesicht der katastrophalen hygienischen Verhältnisse, die geradezu nach jeglichen nur denkbaren Impfungen im Vorfeld schrien (insbesondere Hepatitis, Tetanus und ob der vielen verlausten, aggressiven Hunde auch Tollwut). Während an Duschen in

den nächsten drei Wochen gar nicht zu denken war, bestand die Toilette aus einem kleinen stinkigen Verschlag mit Loch im Boden, bei dem man es vorzog, für sein Geschäft lieber einen stillen Platz in den Bergen zu suchen. Mangels Spülmittel wurde das Essen in dreckigen, verkrusteten Töpfen zubereitet; ein echter Härtetest für das Immunsystem, das zumindest in meinem Fall anfangs deutlich überfordert war – die ersten Tage verbrachte ich trotz aller Magentabletten mehr auf dem Plumpsklo, als bei der Feldarbeit. Gegen Ende der ersten Woche in Wachuy wurde es jedoch besser, auch gewöhnte sich mein Magen an die lokale Esskultur. Gegessen wurden ausschliesslich die selbst angebauten Produkte, also gerösteter oder gekochter Mais, Kartoffeln, Bohnen, Kinoa und getrocknetes Fleisch. Käse gab es selten, Obst gar nicht – gut, dass ich Vitamintabletten dabei hatte. Getrunken wurde dazu meist Koka-Tee aus (leider unzureichend abgekochtem und daher infektiösem) Wasser oder *Chicha*, ein sehr intensives Gebräu aus Mais und Spucke (kein Scherz!). Damit jedoch keine Missverständnisse aufkommen: die Freundlichkeit der Dorfbewohner und der Enthusiasmus, mit der von der reichhaltigen lokalen (Ess-)kultur geschwärmt wurde, verdrängte schon nach kurzer Zeit jegliche Skepsis und letztendlich bin ich auch wieder halbwegs gesund zurückgekommen.

Nun zur eigentlichen Arbeit: Kern des Workcamps war es ja laut José, das alltägliche Leben der Einheimischen kennen zu lernen und ihnen bei den anfallenden Arbeiten zu helfen. Um Konflikte zwischen den Dorfbewohnern zu verhindern, arbeiteten wir so jeden Tag bei einer anderen Familie. Ganz konservativ, musste Evelyn dabei meist in der Küche helfen, während ich mit Guillermo – der übrigens circa 10Tage später alleine per Microbus anreiste - den Männern bei der körperlich anstrengenden Feldarbeit zur Seite standen. So haben wir besagte Mauern errichtet, gepflügt, Unkraut gejätet, Bäume

gefällt, Hütten repariert... eben all das was auf dem Land so anfällt – nur (fast) ohne Werkzeuge und moderne technische Hilfsmittel. Auch wenn es dabei immer mal wieder Stunden oder gar Tage des Leerlaufs und Wartens gegeben hat, war diese Arbeit doch insgesamt sehr intensiv und oftmals extrem anstrengend. Sie hat aber auch Spass gemacht, nicht so sehr wegen der Tätigkeit an sich (in Mutters Garten habe ich mich immer vorm Unkrautjäten gedrückt), sondern vor allem wegen des „Drumherums“, also des erst durch die gemeinsame Arbeit ermöglichten zwischenmenschlichen Kontakts. Oftmals war das ganze Dorf (oder zumindest die Männer) auf einem Feld versammelt und hat zusammen gearbeitet, geflachat und auch kräftig einen „gehoben“. Für Alkoholiker auf Entzugskur wäre das Camp jedenfalls nicht geeignet gewesen....

Da wir aber trotzdem selten den Eindruck hatten, wirklich zu helfen (als „Stadtmenschen“ stellten wir uns leider ziemlich oft recht ungeschickt an, beispielsweise beim Melken) und den Eindruck von „turistos alternativos“ vermeiden wollten, haben wir uns nach circa einer Woche dazu entschlossen, zusätzlich zur Arbeit auf dem Land noch täglichen Englischunterricht in der Schule zu erteilen. Dieser wurde sowohl von den Lehrern als auch den Schülern mit einer ungeahnten Begeisterung aufgenommen, so dass wir uns spontan entschieden diesen auszuweiten und weitere Veranstaltungen gemeinsam mit den Dorfkindern zu organisieren, beispielsweise ein grosses Fussballturnier. Zudem versuchten wir jede Gelegenheit mit den Kindern, aber auch den Erwachsenen zu nutzen, um etwas über unser jeweiliges Herkunftsland zu erzählen (was isst man eigentlich in Österreich ?) und gewisse Clichés auszuräumen. (Nein, in Deutschland gibt es nicht nur Nazis etc...)

Nach einer wirklich abwechslungsreichen, interessanten Zeit in *Wachuy* haben wir dann am 20. Oktober das Dorf verlassen und sind vier Tage auf abenteuerlichen Bergpfaden zu Fuss mit Unterstützung eines Lastesels, über die 10-Familiengemeinden *Llallihua* und *Caspi*, nach *Cupé* gewandert, wo wir die verbleibenden Tage bis zum Ende des Camps bleiben sollten.

Ursprünglich war unsere Rückkehr nach Arequipa für den 30. Oktober geplant, wegen eines bevorstehenden Referendums waren jedoch alle Überlandbusse in die Metropole ausgebucht, so dass wir schon am 27. Oktober aufbrechen mussten.

Das Referendum (es ging um die Frage ob zwei Provinzen zusammengelegt werden sollten) war auch Auslöser anderer zwischenmenschlicher bzw. interkultureller Probleme innerhalb unserer Gruppe, die ich in diesem Zusammenhang abschliessend kurz umreissen möchte. Kern des Problems waren unterschiedliche Auffassungen, inwieweit man das Gastland (Peru) kritisieren darf. Konkret habe ich das regionale Wahlsystem vor den Dorfbewohnern – vielleicht etwas zu drastisch - als vorsintflutlich („wie vor 2000 Jahren in Israel“) und ineffizient dargestellt, weil jeder Bürger der Provinz vom Staat gegen hohe Bussgelder verpflichtet wurde in der Hauptstadt Arequipa zu wählen. Anstatt den logistisch weitaus weniger aufwendigen Transport einer Wahlurne in jedes Dorf zu organisieren, mussten sich deshalb alle Dorfbewohner auf den Weg ins 300 Kilometer entfernte Arequipa machen, dabei verloren sie 3 wertvolle Arbeitstage und hatten Fahrtkosten in Höhe eines Monatssalärs zu tragen. Für mich ein absolut absurdes System, das in dieser Form die Demokratie tendenziell eher delegitimiert als stärkt. Guillermo fand meine Kritik allerdings zutiefst unangebracht und kommentierte sie ironisch mit den Worten „*Todos esperaban por los consejos del Alemán*“.

Nach seiner Überzeugung hätte ich eine viel zu verwestlichte Denkweise und darüber hinaus als Ausländer, der erst vor wenigen Wochen angekommen ist, generell nicht das Recht, das Gastland zu kritisieren. Stattdessen sollten wir unsere Zeit im Camp dazu nutzen, Eindrücke zu sammeln und ansonsten unseren Mund halten. Für mich war dieser Konflikt insofern ein interkulturelles Problem, als dass in Deutschland „Ehrlichkeit“ mehr Wert hat als „Höflichkeit“, dies bei den Latinos meiner Erfahrung nach aber eher umgekehrt ist. Es wäre schön, wenn diese recht häufig auftretende Problematik beim nächsten Vorbereitungstreffen deutlich angesprochen werden könnte.

Resümierend betrachtet waren die vier Wochen in Peru alles in allem eine tolle persönliche Erfahrung. Ich habe wunderbare, nette, herzliche Menschen kennengelernt und Erfahrungen gemacht, die man eben nur vor Ort, weit weg von zu Hause, machen kann. Was es heisst, in einem kleinen peruanischen Andendorf bei 40 Grad Hitze in 3500 m Höhe auf dem Acker zu arbeiten, wie kreativ und fleissig die Menschen sein müssen, um sich vor Ort durchzuschlagen, wie schwierig es für sie ist, sich weitergehende Perspektiven zu erarbeiten. Wenn man etwas lernt, dann ist es vor allem Respekt und die Erkenntnis, dass man – gerade in der Entwicklungspolitik - ganz weit unten, im wahrsten Sinne des Wortes an den Graswurzeln anfangen muss, weit weg von irgendwelchen Makrotheorien.